

Frauenstimme

Nr. 2 * 45. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

19. Januar 1928

Frauen im Parlament.

Der heutige deutsche Reichstag zählt rund 500 Mitglieder. Schätzungsweise 200 von diesen Reichstagsabgeordneten sind mit den Stimmen von Frauen gewählt. In der Zusammensetzung des Reichstages spiegelt sich, daß wir erst am Anfang einer Epoche politischer Gleichberechtigung beider Geschlechter stehen. Noch entspricht die Zahl der weiblichen Abgeordneten bei weitem nicht der Zahl der Wählerinnen. Historisch ist es sehr wohl zu begreifen, wenn sich die Frauen,

ebenso wie die Männer, erst allmählich hineinleben müssen in die Zeit der Gleichberechtigung. Wenn von 493 Reichstagsabgeordneten 33 weiblichen Geschlechts sind, so ist das zwar noch ein recht bescheidener Anfang, verglichen aber mit anderen Ländern, aber doch nicht gerade beschämend für die deutschen Frauen. Ein recht betrübliches Bild vom Fraueneinfluß im Reichstag erhält man aber, wenn man die Entwicklung seit dem Bestehen des Frauenwahlrechtes verfolgt. Die zunehmende Wählerzahl steigerte die Gesamtzahl der Abgeordneten bei den vier Wahlen seit 1919 von 423 auf 493. Weibliche Abgeordnete hatten wir: 41 — 36 — 29 — 33. Also ein fast regelmäßiger Rückgang. Noch nachdenklicher stimmt es, wenn man die Zahlen allein für unsere Partei (einschließlich der früheren USPD.) vergleicht. Unsere Fraktionsstärke betrug nach der Wahl zur Nationalversammlung und nach den drei Reichstagswahlen: 187 — 194 — 100 — 131, die Zahl der weiblichen Fraktionsmitglieder: 29 — 22 — 11 — 16. Im preußischen Landtag haben wir eine Fraktion von 114 Mitgliedern, darunter 16 weibliche Abgeordnete. Insgesamt betrug die Zahl der weiblichen Abgeordneten bei den verschiedenen Wahlen in Preußen: 23 — 42 — 39, in Bayern: 8 — 8 — 4 und in Württemberg: 13 — 5 — 5.

Könnte man sich auch zunächst abfinden mit der geringen Zahl der weiblichen Abgeordneten überhaupt, so wäre doch dafür die Boraussetzung, daß sich ein gerader Weg zunehmenden Fraueneinflusses erkennen ließe. Das ist aber nicht der Fall. Der Weg scheint mindestens sehr krumm zu sein, wenn man nicht überhaupt resignierend feststellen will, daß er bergab führt. Im Reichstag, in den Landtagen und in den Gemeindeparlamenten ist die Zahl der weiblichen Mitglieder heute durchweg niedriger als bei der ersten Wahl nach der Revolution. Die Frauen aller Parteien stehen anlässlich der bevorstehenden Nominierung der neuen Parlamentskandidaten vor der Entscheidung, ob sie resignieren oder ob sie neben ihrer Parteisache die Sache der Frauen mit Energie vertreten wollen.

Unsere Partei, die wir immer voll Stolz als die Kämpferin des Frauenwahlrechts bezeichnen, weist zwar noch immer die größte Zahl weiblicher Abgeordnete auf, aber — der Rückgang der Gesamtzahl der Parlamentarierinnen ist

zum größten Teil verursacht durch das Zurückdrängen der weiblichen Parlamentskandidaten in unserer Partei. Von insgesamt 35 Wahlkreisen haben nur in zwei Kreisen unsere Parteigenossen eine Frau an die Spitze gestellt. Die Genossinnen Pfälf und Schroeder waren Spitzenführerinnen. Sie gehörten beide neben den Genossinnen Agnes, Bohm-Schuch, Juchacz und Reihe der Nationalversammlung und allen drei Reichstagen an.

In den anderen Bezirken wurde meistens an dritter, vierter oder noch ungünstiger Stelle der Liste einer Frau ein Platz eingeräumt.

Man könnte nun sagen: Es ist für unsere große Sache nur von sehr untergeordneter Bedeutung, ob sie im Parlament durch einen Mann oder eine Frau vertreten wird. In der Hauptsache ist das natürlich richtig. Nicht richtig ist es aber, daß diese Behauptung immer nur aufgestellt wird, um sie in ihr Gegenteil zu verkehren. Es wird daraus nämlich immer die Konsequenz gezogen: also dann ein Mann. Kein Mensch wird im Ernst behaupten wollen, daß Tüchtigkeit und Arbeitslust beim Durchschnitt der Parlamentarierinnen geringer seien als bei ihren männlichen Kollegen. Eher ist das Gegenteil zu konstatieren. — Die Frauen

haben daneben in den Parlamenten Aufgaben, die selbst bei bestem Willen kaum von Männern erfüllt werden können. Ebenso wie sich beim politischen Wirken der Frauen die Tatsache immer wieder — und oft nachteilig — bemerkbar macht, daß wir erst am Beginn einer Epoche ihrer politischen Gleichberechtigung stehen, so spiegelt sich in den politischen Entscheidungen der Männer nur zu oft die eben zu Ende gehende Zeit ihrer politischen Alleinherrschaft. Fraueninteressen bleiben unbeachtet oder es wird ihnen zuwidergehandelt. Das geschieht oft ganz ohne bewusste Absicht.

Wenn zum Beispiel in den letzten Jahren, aus allgemeinem Mißbehagen heraus, die öffentliche Meinung sich wiederholt und lebhaft mit der Umgestaltung des Wahlrechtes beschäftigte, so war damit sicher nicht die Absicht verbunden, die Frauen noch weiter aus den Parlamenten hinauszudrängen. Die praktische Folge aber wäre es gewesen. Nun besteht zwar für die Gegenwart kaum eine Befürchtung in dieser Richtung. Die Zeit kurz vor dem Auseinandergehen eines Parlamentes ist der psychologisch ungeeignete Moment für die Durchführung einer Änderung des Wahlrechtes. Aber wenn nach den Neuwahlen eine neue Regierung gewählt wird, wenn im Programm dieser neuen Regierung, ebenso wie im Programm des Herrn Marx, neben anderen Reformen auch die Durchführung der sogenannten „Wahlreform“ versprochen wird, wenn für alle Abgeordnete die Zeit einer Neuwahl in weiter Ferne liegt, dann wäre es möglich, daß diese Frage wieder ernsthafter diskutiert würde, zumal bereits ein fertiger Regierungsentwurf vorliegt. Dann

Haselstrauch im Winter.

Der Haselstrauch träumt frühlingsschwer
Und treibt und drängt immer mehr
Trotz kalten Wintertagen.
Er möchte ja der Erste sein,
Im lieben Frühlingssonnenschein
Die goldnen Fähnchen tragen.

Und wenn ihm zag ein Vöglein singt,
Wie läßt es frühlingssbang beschwingt
Ihm Strauch und Wurzeln regen.
Und scheint die Sonne noch so zag,
Er wirbt um Gold für seinen Tag
Und zittert ihr entgegen.

Bruno Schönlank.

kann Gedankenlosigkeit oder Uninteressiertheit der Männer den Frauen in der Praxis versagen, was ihnen in der Theorie und bisher zugestanden wurde: die politische Gleichberechtigung.

Erscheint es uns auch wichtiger, in erster Linie den Kampf für den Sozialismus zu führen, ist der Kampf für die wirkliche Durchführung der Gleichberechtigung daneben auch durchaus in die zweite Reihe gerückt, so darf das doch nicht so weit gehen, daß man in einigen Jahrzehnten etwa wirklich feststellen kann: Die zuerst nach der Revolution gewählten Parlamente stellten den Höhepunkt weiblicher Mitwirkung an der Gesetzgebung dar. Seitdem ist die Zahl der Parlamentarierinnen von Wahl zu Wahl kleiner geworden. Das wäre recht beschämend für die Frauen unserer Zeit. Hier liegt vor allem eine Aufgabe für die Sozialistinnen. Für sie, die der Partei der Frauenrechte angehören, muß es in besonderem Sinne Ehrensache sein, alle inneren und äußeren Hemmungen zu überwinden und auf eine stärkere Beteiligung der Frauen an der parlamentarischen Arbeit hinzuwirken.

Das ist nicht „Frauenrechtserel“, wie vielleicht abfällig geurteilt werden könnte. Gleichberechtigung der Frauen ist eine Angelegenheit von größter kultureller Bedeutung. Sie wird als die bedeutungsvollste Tat unserer Generation in der Geschichte fortleben. Anna Geyer.

Der Abwehrkampf gegen die Frau.

Im Verlag Bensheimer, Mannheim, ist nach langer Pause wieder ein Jahrbuch des Bundes Deutscher Frauenvereine erschienen. Es umfaßt die Geschichte des Bundes in den Jahren 1921—1927; seine Stellungnahme zu den die Frauen besonders berührenden Tagesfragen wird dargestellt, und außerdem bringt das Buch wie in früheren Jahren eine Zusammenstellung der dem Bunde angeschlossenen Verbände mit ihren Untervereinen. Soweit Mitgliederzahlen angegeben sind, ist der zahlenmäßig stärkste Verband der Reichsverband Deutscher Hausfrauenvereine mit etwa 100 000 Mitgliedern, dann folgen die Frauengruppen des Gewerkschaftsbundes der Angestellten mit 61 640 weiblichen Mitgliedern. Die in der Berichtszeit herausgegebenen Eingaben des Bundes an öffentliche Körperschaften sind chronologisch geordnet aufgeführt und dabei gleichzeitig angegeben, wo der Wortlaut der betreffenden Eingabe zu finden ist. In gleicher Weise sind die Entschlüsse des Bundes auf seinen Tagungen behandelt.

In drei Aufsätzen beschäftigen sich Dr. Gertrud Bäumer mit der „Internationalen Arbeit der Frauen“, Dr. Marie Baum mit der „Wohnungsnot“ und Dr. M. E. Lüders mit den „Frauen im Verwaltungsdienst“. Dr. Lüders kommt in ihrem beachtenswerten Artikel zu dem Schluss: „Soweit sich die Sachlage bislang übersehen läßt, kann man den Eindruck nicht los werden, daß ein systematischer Abwehrkampf gegen die Frauen in der öffentlichen Verwaltung im Gange ist, still und zäh.“ Die Befürchtung ist, wie man aus den Untersuchungen der Verfasserin erkennt, zum mindesten bei einer Anzahl von Beamten und Reichsbetrieben nicht von der Hand zu weisen und ihre Aufforderung, alles Material in dieser Richtung beizubringen, um wo nötig den Kampf „gegen den Versuch aufzunehmen, das uns in der Verfassung gegebene formelle Recht seines Inhalts zu entkleiden“, gilt auch für uns Sozialistinnen. Ebenso verdient das, was sie von der Überlastung der Krankenpflegerinnen und Fürsorgerinnen sagt, unsere Beachtung. T. B.

Das Kölner Wohnstift.

In der Kommunalpolitik leben wir noch verhältnismäßig wenig Frauen an führenden Stellen. Ja selbst die Zahl der weiblichen Stadtverordneten ist prozentual viel geringer als die Zahl der weiblichen Parlamentarierinnen. Und doch ist die Kommunalpolitik ein Gebiet, auf dem gerade die Frauen noch sehr viel Arbeit leisten können (Wohnungswesen), kommunale Wohlfahrtspflege usw.), und gerade wir als Sozialistinnen sollten alles daran setzen, recht viele tüchtige Frauen zur Mitarbeit in den Gemeinderäten heranzuziehen. Daß „auch“ Frauen und gerade Frauen vorbildliche Arbeit auf diesem Gebiete leisten können, beweisen die wenigen Frauen, die heute schon an hervorragender Stelle in der Kommune stehen. So sind z. B. unter dem Dezernat der Genossin Dr. Herta Kraus in Köln, die Direktorin des Wohlfahrtsamtes ist, Einrichtungen getroffen worden, die dem Reizen und Vorbildlichsten, was beispielsweise in Wien geschaffen worden ist, zur Seite gestellt werden können. Im November wurde in Köln

das Städtische Wohnstift

eingeweiht. Aus den ehemaligen Kleider Kasernen wurde durch Umbau und Erweiterung ein riesiger Häuserkomplex mit Klein- und Kleinstwohnungen geschaffen, in denen Hunderte von alten Menschen, Ehepaare, Junggefallen und Junggefallenen, ein Heim gefunden haben. Ein großer Teil der Bewohner sind solche, die sich noch aus „besseren Zeiten“ über die Inflation eine Kleinstwohnung, sechs, sieben, acht Zimmer, herübergerettet haben und deren körperliche und

finanzielle Kräfte nicht mehr ausreichen, um sich eine große Wohnung zu erhalten. Im Wohnstift bewohnen sie nun eine Ein- oder Zweizimmerwohnung, und die Stadt kann über ihre Stadtwohnungen verfügen. Auf diese Weise sind etwa

800 Großwohnungen freigemacht

worden, was immerhin schon eine beträchtliche Entlastung des Wohnungsmarktes bedeutet. Aber auch eine große Anzahl anderer alter Menschen hat im Wohnstift ein Heim gefunden. Was dieses „Stift“ von anderen derartigen Einrichtungen angenehm unterscheidet, ist die vollkommene Unabhängigkeit und Freiheit, die die Mieter haben. Sie sind eben wirklich „Mieter“ und nicht beaufsichtigte „Inassen“ irgendeines Konvikts. Jeder zahlt eine monatliche Miete, die seinen Fähigkeiten entsprechend abgestuft ist. In der Miete ist inbegriffen: Heizung, elektrisches Licht, Bad, Küche. Wer es sich leisten kann, kann auch eine Haushilfe haben, bedürftige und schwächliche Personen bekommen auch diese Haushilfe ohne eine besondere Zahlung. Das Wohnstift besteht aus einer Anzahl Häuserblöcke, die inmitten mächtiger Grünanlagen stehen. Es gibt mehrere „Typenhäuser“ mit Ein-, Zwei- und Zweieinhalbzimmerwohnungen.

Die Einzimmerwohnungen

werden von den Junggefallen und Junggefallenen — von alleinlebenden Menschen — bewohnt. Sie haben eine abgeteilte Koch- und Schlafkammer mit elektrischem Herd und eingebauten Regalen und eine geräumige, gleichfalls abgeteilte Schlafkammer. Außerdem ist in jeder Wohnung ein Waschbecken mit fließendem Wasser. Jeder Mieter bringt seine eigenen Möbel mit, und es ist erstaunlich zu sehen, wie eine große Anzahl dieser alleinlebenden Menschen sich geschmackvoll in der Art der Möbelausstattung usw. an den hellen geräumigen Stil der Zimmer anpassen. Fast übereinstimmend hört man: „wir leben hier wie im Paradies“ und besonders die Frauen haben ihre helle Freude an ihrer mit allen modernen Mitteln geführten „Wirtschaft“.

Neben den Einzimmertypen gibt es dann noch Zweizimmerwohnungen (in einem Zimmer ebenfalls abgeteilte Koch- und Schlafkammer) und Zweizimmerwohnungen mit einer besonderen Küche für Ehepaare. Alles ist hell und freundlich eingerichtet, die Korridore bunt und geschmackvoll gestrichen — man fühlt sehr stark, daß hier eine Frau mit ihrem fräulichen Geschmack auch an die kleinsten Kleinigkeiten gedacht hat, um den Menschen, die hier wohnen, alles so behaglich wie nur irgend möglich zu gestalten. Bäder, Toiletten, Spülkammern usw. sind aufs modernste und hygienischste eingerichtet. Eine eigene Wäscherei wäscht allwöchentlich die Wäsche sämtlicher Mieter und liefert sie ihnen schrankfertig zurück. Im eigenen „Klubhaus“ gibt es Bibliotheken, Les- und Aufenthaltsräume sowie einen Eßsaal, in dem es für billiges Geld gutes und kräftiges Mittagessen, Kaffee usw. gibt.

Eine „Siechenstation“

beherbergt alte Leute, die zwar nicht dauernd ans Bett gefesselt sind, aber doch schon so gebrechlich, daß sie ständig ärztlicher Aufsicht und fremder Hilfe bedürfen. Auch hier hat jeder Mieter seine eigene Wohnung — er wird nur in allem, Verpflegung, Wohnungsreinigung usw., vom Haus betreut. Ein Arzt und geschulte Pflegerinnen stehen ständig zur Verfügung (natürlich auch für die Mieter der anderen Häuser). Jedes Haus hat seine „Hausmutter“, in deren täglicher Sprechstunde Wünsche und Beschwerden vorgebracht werden können. Die Hausmütter haben dann zweimal in der Woche mit dem Direktor und der Oberin eine Besprechung, um eventuell Anregungen aufzunehmen usw.

Wenn man diesen ganzen Wohnkomplex durchgangen hat und spürt, wie hier Gemeinschaftswille alles aufs beste gestaltet, möchte man über das Eingangstor schreiben, was mir eine Hausmutter sagte, die bestimmt noch nie vorher in ihrem Leben mit den „Roten“ etwas zu tun gehabt hatte:

„Hier herrscht ein wirklich sozialistischer Geist.“

Und wir können stolz sein als Frauen und besonders als sozialdemokratische Frauen, daß eine Genossin jedes Anrecht ins Leben gerufen hat — ein Werk, das uns anspornt, jede an ihrem Platz das Beste herzugeben für unsere gemeinsame Arbeit, den Sozialismus. Herta Gottheil.

Stricken und Spinnen bei Männern.

Dr. Mathilde Baertling, deren Buch über Geschlechterpsychologie bei seinem Erscheinen starkes Aufsehen erregte, weil darin nachgewiesen wurde, daß in manchen Staaten und zu manchen Zeiten die jetzt als weiblich geltenden Berufe von Männern ausgeübt wurden und umgekehrt, machte vor kurzem interessante Mitteilungen darüber, wie auch in Deutschland bestimmte Arten von weiblicher Handarbeit lange von Männern geübt wurden. So strickten die Schäfer ganz allgemein, und auch die Knechte, die hinter dem Pfluge gingen, sollen im Münsterlande gestrickt haben. Im Hannoverischen war das Spinnen der Männer lange üblich. Männliche Köche sind auch heute noch in der ganzen Welt in Hotels und gastwirtschaftlichen Großbetrieben tätig. In China wuschen Männer die Wäsche.

Frauenwahlrecht in Brasilien.

Der Senat hat beschlossen, dem Drängen von Hunderttausenden von Frauenrechtlern nachzugeben und den Frauen das aktive und passive Wahlrecht zu gewähren.

Die erweiterte Heibaudi.

Die von der Zentrale der Berliner Hausfrauenvereine geschaffene Einrichtung „Hauswirtschaftliche Einkaufsberatung, Auskunft-Dienst“ am Karlsbad 12/13 lud ihre Freunde und die Presse zur Eröffnung von neu angelegten Räumen. Sie umfaßt jetzt insgesamt 7 Räume, von denen allein drei der Elektrizität gewidmet sind.

Bei Besichtigung der sauberen, hien und da zweckmäßiger elektrischen Geräte, die in immer neuen Formen und Verwendungsmöglichkeiten auf dem Markt erscheinen, faßt einen das Bedauern nicht allein über die Höhe der Anschaffungskosten, sondern, was noch wesentlicher ist, über die Kostspieligkeit ihrer Benutzung. Solange eben elektrische Heiz- und Kochapparate wesentlich teurer in der Benutzung sind als Ofenheizung und Kochgas, haben ihre unzweifelhaften Vorzüge für die große Masse der Bevölkerung nur platonischen Wert. Die elektrische Wäscheküche mit Trockenschleuder, der elektrische Kochherd mit Warmwasserspeicher und Kühlschrank, der Küchenmotor mit der Möglichkeit zum Betrieb aller nur denkbaren Küchengeräte und zum Brot- und Aufschnittschneiden, sind für die Arbeiterfrau ein ewig unerfüllbarer Traum. Das gleiche gilt von dem entzückenden elektrischen Teezimmer, das mit Teemaschine, Brotröster usw. eine behagliche, störungslose Gesellschaft ermöglicht. Ein häßliches, altmodisches Kachelofengetöse war zu einem geschmackvollen, laminarigen elektrischen Wärmespeicher umgebaut. Die elektrische Abteilung der „Heibaudi“ wurde mit Hilfe der Städtischen Elektrizitätswerke eingerichtet, die ferner einen Fachmann dauernd zur Beratung stellen.

Von der Ausstellungslösung stolz als „Clou“ betrachtet, aber von uns mit einigen Bedenken zur Kenntnis genommen, war die ausgestellte Wohnungseinrichtung der alleinstehenden berufstätigen Frau. In den Raum ragt ein vieredriges kastenartiges, moßloses Gebilde, das nach einer Seite geöffnet ist und eine komplette Kleinküche mit Herd, Küchenschrank und Abwasserbassin enthält. Vorn ist ein Bücherschrank eingefügt und in einer Außennische findet sich eine eingebaute Wassertoilette. Die Einrichtung wird vervollständigt durch einen Schlafdivan und Schreibschrank. Der Verkaufspreis für die Einrichtung einschließlich des Ventilators, der für Erneuerung der Luft sorgt, und anderer kleinerer Einrichtungsgegenstände beträgt 1500 M. Jedoch ist zu berücksichtigen, daß es sich um einen erstmaligen Versuch handelt und die Einrichtung in der Massenherstellung ganz erheblich verbilligt werden kann. Dazu kommt die Möglichkeit der Ratenzahlung. Trotz des gewinnenden ersten Eindruckes, der sich sehr vortheilhaft von dem üblichen unwirtschaftlichen und geschmacklosen Heim der „möblierten Dame“ abhebt, sind hier Schwierigkeiten praktischer Art und Bedenken grundsätzlicher Bedeutung zu erwähnen. Zunächst dürfte es bei dem allgemeinen Mangel an Leerzimmern und dem Widerstreben der obermieteartigen Nachhaber, dieses Leerzimmer durch zahlreiche Gas-, Elektrizitäts- und Wasseranschlüsse zu bereichern, nur in seltenen Fällen möglich sein, eine solche Einrichtung zu bewerten. Grundsätzlich aber müssen wir uns auf den Standpunkt stellen, daß dieser Illiputhaushalt keine Lösung des Wohnproblems der berufstätigen Frau darstellt. So wenig man es von dem Mann verlangt, daß er nach anstrengender Berufsarbeit tocht, wäscht, bügelt und kocht, sondern sich selbstverständlich keiner Erholung und Weiterbildung widmet, so wenig sollte man eine derartig aus veralteten Konventionen geborene Zumutung an die berufstätige Frau stellen. Das gäbe neue Nahrung für die bewußte Schlange, die sich in den Schwanz beißt: man bewilligt der Frau nicht das gleiche Einkommen für die gleiche Leistung, weil sie sich angeblich „in vielem selbst helfen kann“, und weil sie das tut, weil sie noch außerberufliche Hausarbeit leistet, ist sie dann „keine vollwertige Berufskraft“. Also die Lösung der Wohnungsfrage für die berufstätige Frau kann nur in der gleichen Richtung liegen wie die des Mannes: in der Schaffung von Ledigenheimen, in denen durch rationalisierten Großhaushaltsbetrieb dem berufstätigen Menschen alle Kleinliche Sonderarbeit abgenommen wird.

Am wertvollsten und den Bedürfnissen des großen Publikums am weitesten entgegenkommend sind wiederum die gezeigten billigen Haushaltskleinigkeiten, die den täglichen Betrieb wesentlich erleichtern. Man sah eine praktische automatische Fleischgabel, die dem Zurechtlegen des aufgespießten Fleisches vorbeugt, die Delveg-Pössel in erprobten, von dem Ueblichen zum Teil abweichenden Formen, das neue Waschmittel für Kunstseide Mercersin, welches den Glanz der Seide erhält, den beim Kochen pfeifenden Wasserkessel, der die Hausfrau von ihrer Arbeit in anderen Räumen in die Küche zurückruft, die Brilleitzange in Scherenform, einen Zwiebelschneider, ein Reibblech, einen praktischen Messerreiniger, einen elektrischen Gasanzünder, einen mit Schmirgelfellen reibenden Herdpolier, eine Wäschschlammkammer zum Schonen der Anzwanne beim Aufschrauben einer Bratmaschine und anderes mehr.

Von den größeren Maschinen läßt sich nur wiederholen, was schon vor einigen Wochen in diesen Blättern anlässlich der Eröffnung der „Heibaudi“ gesagt wurde: sie sind für den proletarischen Einzelhaushalt, ja sogar für den bescheidenen Mittelstandshaushalt zu teuer. Jede mit geringen Mitteln wirtschaftende Hausfrau wird es sich sehr überlegen müssen, ob sie für einen Kar-

tosselschneider 4 M., für eine Messerschärfmaschine 3,50 M., für einen Bohnenschneider 3,60 M. und gar für eine zugegebenermaßen noch unvollkommen arbeitende Kartosselschärfmaschine den enormen Preis von 50 M. bezahlt. Besondere Erwähnung aber verdient der Satz von drei Etagenkochtöpfen aus Aluminium, der eine restlose Ausnutzung des Kochgases gestattet und der für den Preis von 15 M. besonders für die Einrichtung junger Brautpaare in Frage kommt. Ein luftdicht schließender „Bundertopf“, der sämtliche Speisen in 5 bis 15 Minuten gar kocht, wäre eine begrüßenswerte Neuerung für viele abgehefte berufstätige Hausfrauen, wenn sich der noch hohe Preis von circa 20 M. bald ermäßigt. Praktisch sind ferner die Blumentreter zum Aufhängen an den inneren Fensterrahmen, die ein mühsames Definieren der Fenster ermöglichen. Der drehbare Frühstückstisch dagegen ist mehr eine Spielerei, während der Bett-Tisch für Kranke, der uns übrigens in der Form noch nicht ganz zweckmäßig erscheint, wohl mehr für Anstalten als für den Einzelhaushalt in Frage kommt.

Ueberhaupt faßt einen angesichts der vielen Möglichkeiten manchmal die bange Frage: Wohin mit dem ganzen Segen?, wenn man an die beängstigende Enge einer Proletarier- oder Neubausiedlungswohnung dachte. „Die Küche im Schrank“ suchte dieses Problem zum Teil zu lösen, allerdings unvollkommen, denn es ist nicht zweckmäßig, wenn man an die vielbenötigten Schubfächer mit den Lebensmitteln erst durch Definieren der Schranktüren herankommen kann. Eine Ergänzung findet die Ausstellung in dem Hinweis auf wertvolle Füllappretur in Hemdstoffen, die nach der ersten Wäsche verschwindet und ein fadensteiniges Gewebe zurückläßt. Weiter zeigt eine Tabelle Preis und Kaloriengehalt der wichtigsten Lebensmittel in ihrem Verhältnis zueinander. In einem besonderen Fach werden neuartige Stoffkochen für Küchenartikel, wie Silbithahl, Cromargan, Trimetall, Nemalithahl usw. gezeigt, deren endgültige Bewährung natürlich erst die Praxis erweisen kann.

Will die „Heibaudi“ ihren Zweck voll erfüllen, so muß sie gerade auf diesen Punkt das größte Gewicht legen. Es genügt nicht, daß eine Firma mit einem originellen Gedanken, einer neuartigen Erfindung auf den Markt kommt. Die Leitung der „Heibaudi“ muß sich stets bewußt sein, daß die dort ausgestellten Dinge die vertrauensvollen Besucherinnen leicht zu einer finanziell schwerwiegenden Anschaffung veranlassen und darum im Interesse der Sache Enttäuschungen unter allen Umständen vermieden werden müssen. Ist eine Neuerfindung noch unvollkommen und nur als erster Versuch zu werten, so sollte man dies in aller Form deutlich machen. Durch ein paar Unterlassungsünden kann man der Sache mehr schaden als die Zugkraft des dahinter stehenden gesunden Gedankens ihr nützen kann.

Zum Schluß sei noch eine äußerlich unscheinbare und in der Masse des Gezeigten fast verschwindende Neuerung erwähnt, die in ihrer Wirkung, wenn sie sich bewährt, für unsere Hausfrauen geradezu eine kleine Revolution bedeuten würde. Es handelt sich um das Stofflebeverfahren „Patch-Bitch“, durch welches zerrissene Kleidung und Strümpfe mit passenden Stücken verklebt werden. Natürlich muß die Klebpaste sich weder beim Tragen der Kleidung noch bei der Wäsche auflösen, eine Bedingung, die durch die bei uns angepriesene „Wunderpaste“ noch nicht erfüllt wurde. Hoffentlich hält das neu auf den Markt kommende amerikanische Verfahren, was es verspricht. Unzähligen Hausfrauen, auf die nach erledigter Tagesarbeit des Abends ein übersehbarer Berg von zerrissenen Kleidungsstücken wartet und sie von dem ersehnten guten Buche trennt, würde durch dieses Schnellverfahren der Zutritt in die Welt des Geistes erleichtert.

Hedwig Schwarz.

Kindesmörder § 218!

Die Kämpfer für Aufhebung oder Milderung des § 218 sind oft genug des „Kindesmordes“ bezichtigt worden. Wie aber der unbarmherzige Paragraph wirklich Kinderleben mordet, zeigt ein erschütterndes Beispiel, über das Dr. Magnus Hirschfeld im sozialistischen Merzheft berichtet:

In einer Berliner Volksschule wird ein zehnjähriges Mädchen ohnmächtig. Der Mutter wird mitgeteilt, daß das Kind vom Unterricht dispensiert werden müsse, weil es schwanger ist. Die Mutter und das ahnungslose, ganz unaufgeklärte Kind sind aufs äußerste bestürzt, und erst nach langem Fragen ist aus dem Kind herauszubekommen, daß der vor einigen Wochen verstorbene Vater des Kindes dieses mit Hilfe der einzigen Tante Schokolade, die das Kind jemals im Leben bekommen hat, mißbraucht hatte. Das Kind wird in Fürsorge genommen, aber das einzig Gegebene und Notwendige in diesem Falle, die Beiseitigung dieser mörderischen, wildernatürlichen Schwangerschaft, verhindert der unerbittliche § 218 und seine nicht minder unbarmherzigen Wächter, die den hilflosen Arzt nicht an das Opfer heranzulassen. Die Mutter, eine arme Zeitungsausträgerin, benutzt jede freie Minute, um bei allen möglichen Behörden die Aussetzung des Mordparagraphen zu erbetteln — umsonst! Die Kleine, die ganz kindlich zum Fürsorgerarzt lacht: „War

es wirklich so arg, was mit mir geschehen ist? Da gehen junge Leute mit einem Mund und freuen sich und mir ist so bang," kann das lähmende Entsetzen ringsum und in sich nicht mehr ertragen. Als sie der Mutter beim Zeitungsaustragen hilft, öffnet sie im letzten Hause ein Fenster im Treppenhof und stürzt sich auf den Hof.

Dies geschieht in einer Zeit, in der sexuelle Genüßler Orgien feiern, in einer Stadt, wo Tausende von „gnädigen Frauen“ und Fräuleins den gefälligen, distanzierten Hausarzt ohne Risiko bemühen. Dort würgt der klammernde Paragraph — dort das unfelge Proletariatskind, das ihm verfallen — ein symbolisches Süßweipfer für die Unglücklichen, die seinen Fangarmen täglich und stündlich entflüpfen.

Der Jagdhieb.

„Nein, hauen lasse ich meine Kinder prinzipiell nicht! Dafür besuchen sie auch die Gemeinschaftsschule; und bei uns zu Hause wird auch nicht geschlagen!“ Kolossal überzeugungstüchtig erklärt mir eine nette Genossin ihre Erziehungsprinzipien. Wir sitzen am Kaffeetisch bei den Resten des Geburtstagsstuhens und warten bloß noch auf Kurt, der uns die von mir spendierte Saime vom Bäcker holt. Es klingelt; Grete, die „Große“, läuft zur Tür. Plötzlich ein Krach, ein Bums, ein Schrei! ... nervös fährt meine Genossin hoch: „Verfluchte Böhrer!“ Schon ist sie draußen; und zwischen dem Heulen des Dreijährigen, Gretes hohen Jammertonen und Kurts „männlichen“ Verteidigungsreden schallen ganz deutlich zwei gutturalen Klänge. Hochrot kommt meine Genossin zurück: „Ungeschickter Bengel! Die schöne Sabine! Und die Schüssel hat er mir auch zerklagen!“ Ich mache trampfhaft ein ernstes Gesicht. „Und wer hat die Klapse gekriegt?“ — Meine Genossin wird furchtbar verlegen; wir waren gerade in einem so ausschweifenden pädagogischen Gespräch gewesen! „Ach, die Großen haben jeder einen kleinen Jagdhieb abgekriegt... das schadet ihnen nichts; soll'n sie 'n andermal besser aufpassen!“ Nun erfahre ich erst den ganzen Hergang des Trauerspiels. Auf dem halbdunklen Korridor ist der Dreijährige dem Kurt zwischen die Beine gelaufen, und der ist mit der Schüssel gegen die Röhmaschine gestolpert, und er und Grete haben jeder eine „Lachtel“ gekriegt, „weil sie nicht besser aufgepaßt haben.“

Aus unserem gemütlichen Kaffee ist nicht viel geworden; meine Genossin war getränkt, daß ich ihre Verteidigungsrede „n Jagdhieb ist keine Kelle“ nicht als vollständige Rechtfertigung gelten lassen wollte. So kam ich früher nach Haus, als ich vorher geglaubt hatte. Und während ich im Dämmern am Fenster saß, dachte ich an meine eigene Jugend. Auch bei uns zu Hause wurde nicht viel geschlagen. Aber, „n Jagdhieb“ fiel öfter mal ab. Und merkwürdigerweise habe ich die Jagdhiebe viel besser im Gedächtnis behalten, als die „ordentlichen Kelle“, die es, wie gesagt, nur bei festlichen Gelegenheiten gab. Aus einem sehr einfachen Grunde: Die „Jagdhiebe“ bedeuten zumeist eine kleinere oder größere Ungerechtigkeit. Ich kriegte „eine Lachtel“, weil meiner Mama der Schweinebraten anbrannte; ich konnte zwar noch nicht kochen, sollte auch nicht auf ihn aufpassen, aber als ich in die Küche geschickt wurde, „mal nachzusehen“ erzählte ich lachend: „Dein Schweinebraten knallt wie'n Feuerwerk.“ „Herrieh!“ Mama ließ hinaus... und zwischen Tür und Angel hatte sie gerade noch Zeit genug, mir die bewußte „Lachtel“ zu verlesen. Und trotzdem in unserer Schule nicht geschlagen werden sollte: der Herr Direktor gab mir höchst eigenhändig eine Ohrfeige, als er mich mit einer anderen Schülerin auf der Bodentreppe traf. Wer weiß, was er für dunkle Angelegenheiten argwöhnen mochte; aber wir waren beide mit Einwilligung der Lehrerin herausgegangen, damit das Mädel mit meinen „Geradehalter“ ein wenig lockern sollte, denn das Marteninstrument rieb mir die Achseln wund. Er fragte nicht nach dem Zweck unseres Ausfluges auf der Bodentreppe; zuerst kam die Maulschelle. Ich war kaum zehn Jahre alt und wußte nichts davon, daß der gelbe spindelbürtige Herr leberleidend und schwer tuberkulös war, und daß ich die Maulschelle viel mehr diesen Krankheiten als vorzüglichster Ungerechtigkeit verdankte. Aber ich habe sie ihm nicht vergessen noch verziehen, und als er nach einem halben Jahre sich auf demselben Hausboden erhängte, sah ich darin so etwas wie das Walten einer ausgleichenden Gerechtigkeit.

Und das ist die Gefahr der „Erziehung durch den Jagdhieb“: Die Leichtfertigkeit, mit der er meist ausgeteilt wird, macht ihn zum Werkzeug der Ungerechtigkeit, und nichts vergiftet die Jugend eines Kindes so sehr, wie das Gefühl, wehrlos der Ungerechtigkeit ausgeliefert zu sein. Er wirkt darum oft viel schlimmer, als eine ganze Tracht Prügel, die als gerechtfertigt empfunden wird. Er ist das bequemste Notmittel der nervösen Naturen, der Menschen ohne Selbstzucht und Selbstbeherrschung, das heißt derjenigen, die die Hände am besten überhaupt von der Kindererziehung lassen würden. In den Schulen wird es weniger Mähe machen, den „Jagdhieb“ auszutüfeln. Der Glaube an den allein seligmachenden Vater ist in unserer jungen Lehrerschaft stark im Schwinden, und wenn das Reichschulgesetz auch die Form der Schule in reaktionärem Sinne festlegen will: Das Beispiel, daß die weltlichen Gemeinschaftsschulen geben, beeinflusst auch die anderen Schulformen, und bald wird man auch hier Hiebe jeder Art nicht mehr unter die Erziehungsmittel rechnen. Aber den nervösen Vätern und noch mehr den Müttern, die im Prinzip ja immer so einverstanden mit den neuen Methoden der Erziehung sind, soll es

noch einmal gesagt sein: Das sicherste Mittel, euch eure Kinder zu entfremden, ist der „Jagdhieb“, der zehnmal ungerecht ausgeteilt wird, und der, wie ein Blitz aus heltem Himmel, auf Gerechte und Ungerechte niedersaut.

R. G.

Werthers Lotte.

Zum 100. Todestage von Charlotte Kestner am 16. Januar

Charlotte Buff, die Tochter des Deutschordens-Amtmanns Buff in Wehlar und spätere Gattin von Johann Christian Kestner, gehört zu den unsterblichen Frauen der Weltliteratur, denn sie ist die Lotte, die Goethe während seines Aufenthaltes in Wehlar geliebt und als Heldin in seinem Roman „Die Leiden des jungen Werthers“ verherrlicht hat.

Goethe kam im Frühjahr 1772 nach Wehlar und lernte hier Kestner kennen, der in seinen Tagebüchern folgendes vermerkt: „Am Frühjahr kam hier ein gewisser Goethe aus Frankfurt, seiner Handhierung Doktor juris, 23 Jahre alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier — dieß war seines Vaters Absicht — in Bragi umzusehen, der seinigen nach aber, den Homer und Virgil zu studieren und was sein Vater ihm weiter für Beschäftigung eingeben würde.“ Am 9. Juni 1772 lernte Goethe auf einem Ball Lotte kennen. Dieser Ball hat Goethe den Stoff für die Beschreibung der Begegnung Werthers mit Lotte im ersten Buch des Romans gegeben. Goethe wußte nicht, daß Lotte die Verlobte Kestners sei, Kestner weilte vom Jahre 1768 bis zum Jahre 1772 in Wehlar und verkehrte viel im Hause des Amtmanns Buff, dessen zweite Tochter Lotte seine beständige Liebe erregt hatte. Durch Götter wurde Goethe mit Lotte bei dem Balle bekannt, der in dem Dorfe Grabenheilm statt fand, einem Vergnügungsorte in der Nähe von Wehlar. Grabenheilm heißt im „Werther“ bekanntlich Wahlheim. Auch über die erste Begegnung Goethes mit Lotte und über den Standpunkt Kestners erfahren wir von Kestner selbst einige bedeutende Einzelheiten in dem Bruchstück eines Briefentwurfs, der sich in Kestners Papieren fand, und den wir in der damaligen Rechtschreibung auszugeweißt wiedergeben: „... Den 9. Juni 1772 fügte es sich, daß Goethe mit bey einem Balle auf dem Lande war, wo mein Mädchen und ich auch waren. Ich konnte erst nachkommen und ritt dahin. Mein Mädchen fuhr also in einer anderen Gesellschaft hin; der Doktor Goethe war mit im Wagen und lernte Lottechen hier zuerst kennen. Noch kein Frauenzimmer hier hatte ihm ein Genügen geleistet. Lottechen zog gleich seine ganze Aufmerksamkeit an sich. Sie ist noch jung, sie hat, wenn sie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit ist eine sehr vortheilhafte einnehmende Gesichtsbildung; ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlingsmorgen, zumal den Tag, weil sie den Tanz liebt; sie war lustig; sie war in ganz ungelünsteltem Puh. Er bemerkte bei ihr Gefühl für das Schöne der Natur. Er wußte nicht, daß sie nicht mehr frey war. Er war den Tag ausgelassen lustig, Lottechen eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen überließ.“

Am nächsten Tage machte Goethe bei der Familie Buff den ersten Besuch, wo er von den vielen Kindern und dem Vater Lottechen wie ein lieber Freund und Verwandter aufgenommen wurde. Er achte das Verhältnis zwischen Lotte und Kestner hoch, und wurde Kestners bester Freund, ohne ihm zu verheimlichen, daß er die Vorzüge seiner Braut sehr zu schätzen wisse. Aber Kestner kannte mit Recht seine Eifersucht, denn er wußte, daß Goethe von edler Leidenschaft für Lotte erfüllt sei. Goethe lebte mit Lotte und Kestner in innigster Freundschaft, aber er konnte es nicht ertragen, die geliebte Frau im Besitze eines anderen Mannes zu wissen, und er sagte am 11. September 1772 den Entschluß, Wehlar zu verlassen. Wie schwer ihm dieser Abschied wurde, geht aus zwei Briefen hervor: die er am 10. September an Lotte und Kestner schrieb, ohne von ihnen Abschied zu nehmen. An Kestner schreibt er: „Ich kann ihnen in dem Augenblicke nichts sagen, als Leben. Sie wohl. Wäre ich einen Augenblick länger bey Euch geblieben, ich hätte nicht gehalten.“ Und an Lotte: „Lotte, wie war mirs bey Deinen Reden ums Herz, da ich wußte, es ist das letzte Mal, daß ich Sie sehe. Ich bin nun allein und darf weinen, ich lasse Euch glücklich und gehe nicht aus Euren Herzen.“ Er bleibt mit Lotte und Kestner in einem ständigen Briefwechsel verbunden und erhält von Kestner eine Beschreibung des Selbstmordes von Jerusalem, der sich bekanntlich aus Liebe zu der Frau eines Freundes erschossen hatte. Sein eigenes Erlebnis mit Lotte und diesen tragischen Tod Jerusalems verband nun Goethe in seinem Roman „Werthers Leiden“ zu einem einheitlichen poetischen Gemälde. Schon am Palmsonntag 1773 hatte Kestner seine Lotte geheiratet. Durch den Roman bereitete er dem jungen Ehepaare viel Vergnügen, denn er hatte Wahrheit und Dichtung durcheinander gemischt und dadurch ein Gemälde der zwei Hauptpersonen entworfen, das für Lotte und Kestner mancherlei Unannehmlichkeiten mit sich brachte. Insbesondere fühlte sich Kestner durch die Zeichnung des Albert im „Werther“ verletzt. Aber das Mißverständnis wurde bald wieder beseitigt, da die Freunde Goethes den Wert von Lotte und Kestner kannten und zwischen Wahrheit und Dichtung zu unterscheiden wußten.

Obwohl Goethe in allen Briefen seiner Liebe zu Lotte den leidenschaftlichsten Ausdruck gab, hat er sie erst im Jahre 1816 wieder gesehen. Lotte lebte an der Seite Kestners bis zu dessen, am 24. Mai 1800 erfolgten Tode, als glückliche Frau und Mutter in Hannover. Sie starb im Alter von 75 Jahren und hat den großen Aufstieg ihres Jugendgeliebten beglückt miterlebt.